

Renata Šerelytė

Blaubarts Kinder

Roman
Wieser Verlag

wtb 10



ŠERELYTĖ • BLAUBARTS KINDER

Eine Landkarte für Literatur aus Ost- und Zentraleuropa sowie Südosteuropa

Im Jahr 2001 haben KulturKontakt Austria, der Wieser Verlag und die Bank Austria gemeinsam die zunächst zweisprachige Edition *Zwei* ins Leben gerufen. Ziel dieser literarischen Reihe war und ist es, das umfangreiche literarische Schaffen in der Region Ost- und Zentraleuropa sowie Südosteuropa einem deutschsprachigen Lesepublikum zugänglich zu machen.

Aus der Edition *Zwei* wurde der Literaturpreis »Bank Austria Literaris«, die wohl weiterhin umfassendste Auszeichnung für Literatur aus dieser Region: Von 2006 bis 2012 nominierten lokale Jurys aus 16 Ländern – Bosnien-Herzegowina, Bulgarien, Estland, Kroatien, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien, Russland, Serbien, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Türkei, Ukraine und Ungarn – alle zwei Jahre Autorinnen und Autoren für die Entscheidungsfindung der internationalen Jury.

Diese vergab unter dem Vorsitz von Jiří Gruša und später von György Dalos den »Bank Austria Literaris« für Prosa, eine Auszeichnung für den besten Lyrikband sowie sieben »Writers in Residence«-Stipendien von KulturKontakt Austria.

Mit diesem umfangreichen Projekt entstand die literarische Landkarte einer Region, die weiterhin in einigen Bereichen auf ihre Entdeckung wartet. Die vorliegenden Bände im Schuber entführen uns in ein »europäisches Karussell«. Zuvor haben renommierte Autoren die hier präsentierten Kolleginnen und Kollegen besucht. So wurde aus dem Road-Movie ein Road-Feuilleton. Die Tageszeitung »Der Standard« und »Ö1« unternahmen literarische Reisen zur Literatur und in Landschaften, vor deren Hintergrund die Texte entstehen. Wir laden Sie ein, mit den vorliegenden Bänden die außergewöhnliche Entdeckungsreise fortzusetzen.

Grafische Gestaltung des Umschlags und des Schubers unter Verwendung einer Grafik des slowenischen Künstlers Tomaž Kržišnik (geb. 1943) aus Ljubljana. Titel: »Piran« (1986). Privatbesitz.

RENATA ŠERELYTĖ

Blaubarts Kinder

Roman

Aus dem Litauischen

von

Cornelius Hell

Wieser *Verlag*

Mėlynbarzdžo vaikai

© DES LITAUISCHEN ORIGINALS BEI RENATA ŠERELYTĖ

wtb 10

Wieser *Verlag* GmbH

A-9020 Klagenfurt/Celovec, 8.-Mai-Straße 12
Tel. + 43(0)463 370 36, Fax. + 43(0)463 376 35

office@wieser-verlag.com

www.wieser-verlag.com

Copyright © dieser Ausgabe 2014 bei Wieser Verlag GmbH,

Klagenfurt/Celovec

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-99047-007-7

INHALT

BANK AUSTRIA LITERARIS – EIN EUROPÄISCHES KARUSSELL

BA Literaris – ein europäisches Karussell

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 3

Kapitel 3

Kapitel 3

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 3

BANK AUSTRIA LITERARIS – EIN EUROPÄISCHES KARUSSELL

Versuch über eine literarische Integration
EditionZwei, KulturKontakt Austria,
Bank Austria Literaris

GYÖRGY DALOS / LOJZE WIESER

An die 6000 Bücher waren es, aus denen eine internationale Jury seit 2006 ihre Auswahl zu treffen hatte. In diesem Schubert liegt diese nun gesammelt vor. Entstanden ist ein literarisches europäisches Karussell. Geschichten und Bilder, die aufwühlen, uns mitziehen, die einen Sog entwickeln. Es sind Zeugnisse einer im dramatischen Wandel befindlichen Welt. Ausgewählt, ins Deutsche übersetzt und geehrt werden sie einem größeren Kreis von Leserinnen und Lesern präsentiert.

Der Sinn der historischen Veränderungen der späten achtziger und frühen neunziger Jahre bestand darin, die verrosteten Diktaturen in den ehemaligen Ostblockstaaten durch funktionsfähige demokratische Systeme zu ersetzen. Der Weg zur offenen Gesellschaft setzte eine Öffnung auch nach außen, das heißt eine Aneignung europäischer Werte und eine direkte Annäherung an die europäischen Normen, voraus. Ohne den Erfolg dieses Prozesses herabsetzen zu wollen, müssen wir betonen, dass er einerseits für die betreffenden Länder und Gesellschaften kein leichter Spaziergang war, und andererseits bis heute als nicht abgeschlossen betrachtet werden muss. Der zusammengebrochene »real existierende Sozialismus« hinterließ in den meisten Ländern eine bankrotte Wirtschaft, die Kapitalisierung ging mit der Verarmung ganzer sozialer Gruppen einher, und die Frustration der Gesellschaft äußerte sich mancherorts in aggressivem und kriegerischem

Nationalismus. Mehrere ehemalige Mitgliedsstaaten des Warschauer Pakts, die baltischen Republiken sowie Slowenien und Kroatien schafften den Durchbruch – die Aufnahme in die EU –, während zahlreiche andere, meist kleine bis winzige Republiken, teilweise mit alter europäischer Kulturtradition, nach wie vor auf der Warteliste stehen.

Befanden und befinden sich teilweise die ostmittel- und mehr noch die südosteuropäischen Regionen politisch, ökonomisch und institutionell in einem chronischen Rückstand gegenüber den entwickelten westlichen Staaten, so lässt sich diese Behauptung auf ihre Kultur und erst recht auf ihre Literatur überhaupt nicht anwenden. Vielmehr verfügen sie über eine ausgereifte literarische Tradition und – was aus unserer Sicht noch wichtiger erscheint – eine von der Zensur befreite, pulsierende zeitgenössische Literatur. Einige Leistungen dieser Schreibkunst werden weltweit geschätzt – denken wir etwa an die Nobelpreise an den Ungarn Imre Kertész und die Rumäniendeutsche Herta Müller –, andere wie Nádas, Cărtărescu, Tokarczuk, und Andruchowitsch kommen auf die Bestsellerlisten. Kollektive Auftritte bringen die literarische Welt einzelner Kulturen den westlichen Lesern näher – so die Schwerpunkte Ungarn (1999), Polen (2000) und Litauen (2001) auf der Frankfurter, Rumänien (1998), Bulgarien (1999), Slowenien (2008) und Kroatien (2009) auf der Leipziger Buchmesse. Trotzdem blieben Kenntnis und Akzeptanz vor allem der ost- und südosteuropäischen Literatur unterhalb des Möglichen. Die Integration der schreibenden Zunft, eine Art literarischer Ost- und Süderweiterung, verlangte weitere Anstrengungen.

Die Einsicht in die Notwendigkeit veranlasste den Klagenfurter Wieser Verlag anno 2001 zum Starten der bilingualen Bücherreihe *EditionZwei*. Bereits lange davor beschäftigte er sich mit der Publikation ungarischer, serbischer, kroatischer, bosnischer, slowenischer Texte, von Texten in Romanes und vielem mehr in zweisprachigen Editionen. Das ausgereifte Konzept entstand jedoch erst 2006 auf der Frankfurter Buchmesse, wo auch der »Große Preis für osteuropäische Literatur« – der Vorläufer des späteren »Bank Austria Literaris«-Preises – verkündet wurde. Die mit Unterstützung von KulturKontakt Austria und Förderung der Bank Austria gegründete

Institution nahm eine vielfältige Tätigkeit auf: Die internationale Jury sichtete während ihres Bestehens im Rahmen von Vorauswahl und Probeübersetzungen in den einzelnen Ländern jedes zweite Jahr 1500 Bücher und verlieh jeweils einen Hauptpreis, einen Preis für Lyrik und in Einzelfällen einen Sonderpreis. Die ausgezeichneten Bücher erschienen meist zur Leipziger Buchmesse in der Reihe des Wieser Verlags. Neben den Preisen wurden von KulturKontakt Austria innerhalb von sechs Jahren rund 30 Stipendien im Rahmen des »Writers in Residence«-Programmes vergeben. Während des einmonatigen Aufenthalts der Autorinnen und Autoren in Wien wurden Lesungen zur Präsentation ihrer Werke organisiert. Insofern boten die Organisatoren des Projekts eine im deutschen Sprachraum einzigartige, komplexe Dienstleistung an: Direkte Förderung von Büchern und Schreibenden sowie Öffentlichkeitsarbeit für die Bekanntmachung einer literarischen Region waren hier gleichzeitig gewährleistet. Zugleich ging es auch um die Unterstützung der intensiven Übersetzungstätigkeit. So schrieb Annemarie Türk: *»Die Leistung der Übersetzerinnen und Übersetzer kann gar nicht hoch genug bewertet werden, sind sie doch die Verbindungsboote zwischen dem einen und dem anderen Ufer, die die Stimmen und die Bilder in das neue Bewusstsein übersetzen. Sie haben sich als Wortschmuggler und Berater bewährt.«*

Benützen wir das Verb *schmuggeln* für die Vermittlung von literarischen Schätzen, dann müssen wir gleich auf die enormen Schwierigkeiten dieses Vorhabens hinweisen. Schriftstellerische Güter werden heutzutage an keinen Zollgrenzen aufgehalten, sondern durch den kulturellen Paradigmenwechsel, die radikale Veränderung der Lesegewohnheiten und das Vordringen der Neuen Medien. Insbesondere in den Ländern, deren Autorinnen und Autoren das Projekt »Bank Austria Literaris« hauptsächlich im Auge hatte, kommt noch ein anderer Faktor hinzu: die aufgrund sozialer Schwierigkeiten abnehmende Kaufkraft der ansonsten an niveauvoller Literatur interessierten Schichten. Trotzdem wird in Ost- und Südosteuropa weiterhin geschrieben, und immer neue Werke entstehen, die neben ihren ästhetischen Qualitäten auch wichtige menschliche Zeugnisse einer im dramatischen Wandel befindlichen Welt darstellen. Und dennoch werden diese Zeugnisse nur langsam in unser Bewusstsein sickern.

Der Weg zum gemeinsamen größeren Europa ist nicht nur ein politischer und wirtschaftlicher Prozess, er ist vor allem gekennzeichnet durch das Kulturelle. Heute könnte man nach den neuen Entwicklungen im Kaukasus und beim Kräftemessen um die Krim meinen, dass die machtpolitischen und militärischen Aspekte wieder einmal die kulturellen zurückdrängen und ihnen die Kraft nehmen werden. Doch mit dem Fall des Eisernen Vorhangs wurden Hoffnungen geweckt, die Verständigung in Europa beschleunigen zu können. Es war der Geist, der, zu Wort geworden, den Eisernen Vorhang gesprengt hat. Damit wurde uns vor Augen geführt, dass Wort Sprache, Sprache Kultur und Kultur Verstehen bedeutet.

War es nicht immer das Wort – ob 1952 in der DDR, 1956 in Ungarn, 1968 in der Tschechoslowakei oder zuletzt 1989 im gesamten Osten –, das den Eisernen Vorhang morsch gemacht hat? Wir betreiben eine Spurensuche, die uns die Literaturen angrenzender Sprachen erschließt und vermeintlich Fernes nahebringt. Es sind Streifzüge zu neuen Klängen alter Sprachen, die erstmals durch die Übersetzung ins Deutsche einem größeren Kreis von Leserinnen und Lesern bekannt gemacht werden.

Es ist eine Reise in die Zukunft, ein Hinhorchen, Befragen und Finden von Antworten. Und es erfordert Geduld. *»Ich möchte Sie, so gut ich kann, bitten«,* schreibt Rainer Maria Rilke, *»Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Frage selbst lieb zu haben wie verschlossene Stuben und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache geschrieben sind. Forschen Sie jetzt nicht nach Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie es nicht leben können. Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.«*

Wenn wir mit unserer jahrelangen Arbeit dazu beigetragen haben, eine Hälfte unseres Kontinents der anderen zugänglicher zu machen, dann ist uns im Dienst des europäischen Geistes etwas sehr Wichtiges gelungen. Sind nicht schon viele Bücher verschollen gegangen, weil sie es aufgrund ihrer Sprache nicht in den gewohnten Kanon schafften? Einige Bücher, vor allem die aus den anderen, fremden, oft auch slawischen Sprachen,

kommen auf leisen Sohlen daher und verbergen sich wie Pilze lange Zeit unterm Laub. Das eine Mal verschwinden sie auch im Nebel der Wahrnehmung, noch bevor sie richtig zur Hand genommen werden; das andere Mal im vernebelten Blick der kurzsichtigen Betrachter, die ihnen voreingenommen begegnen.

Wir leben in einer Zeit, die mehr und mehr Anpassung und Uniformiertheit fordert. Sind das nicht alles Vorläufer zukünftiger gewaltsamer Differenzierungen, Diffamierungen und Sprachverachtungen, wie sie in der Geschichte immer dann auftraten, wenn sich gesellschaftliche Eruption andeutet, sich vorbereitet; und ist es nicht Ausdruck einer verzagten Reibung zwischen Zukunft und Vergangenheit, in der auch Kultur zum Spielball machtorientierter Selbstdarsteller verkommt?

BA Literaris – ein europäisches Karussell

So lesen wir in diesem »europäischen Karussell« Rudolf Juroleks *Poesie als Ruhebetten in unruhigen Zeiten*; bei Ákos Fodor fragt man sich, *wie eine derart leise Muse in turbulenten Zeiten überlebt, und möchte seine Miniaturen einfach per SMS weitersenden*; Adisa Bašić gelingt es, *die seelische Welt einer von Krieg und Nachkriegszeit geprägten Generation wiederzugeben*; Boris Chersonskij schreibt eine lakonische Familienbiografie *und gleichzeitig eine Parabel über das Leben und gegen das Verschwinden*; Teodora Dimova erzählt uns *vom Zerfall der Familie in der Zeit nach der Wende, einfühlsam und mit mitleidloser Härte*; Palmi Ranchev führt uns *in die skurrile Welt des nach kommunistischen Neureichtums, aber auch in die bittere Armut der Verlierer*; Renata Šerelytė schreibt *das Blaubart-Märchen fort und lässt uns in eine aufwühlende Familiengeschichte und präzise Zeitdiagnose der Geschichte und Gegenwart blicken*; und in Anna Zonovás Roman treffen wir auf Menschen, *die zur Zeit des Stalinismus entweder zur Strafe in eine trostlose Gegend verbannt oder als (vermeintliche) Belohnung dort angesiedelt werden*; mit Martin Ryšavýs Hauptfigur, einem früheren Theaterregisseur, erleben wir

auf bizarre, groteske und tragikomische Weise stalinistische Vergangenheit und postkommunistisches Chaos; skurrilen Helden begegnen wir in der apokalyptischen Punkballade Agda Bavi Pains, um letztendlich bei Florin Lăzărescu in einem Fresko Rumäniens nach der Wende zu landen.

Nicht alles, was in den Büchern unseres Projekts vermittelt wird, bietet ein erfreuliches Bild der osteuropäischen Wirklichkeit, aber wahre Literatur konfrontiert mit der Realität, und jede Heilung beginnt mit einer präzisen Diagnose. »*Ich glaube, man sollte nur noch solche Bücher lesen*«, schreibt Franz Kafka, »*die einen beißen und stechen.*« In diesem Sinne verdienen all die Personen eine Anerkennung, die an der gemeinsamen Arbeit mit ihrem Wissen und Engagement beteiligt waren.

Zuerst sei der Gründungsvorsitzende unserer internationalen Jury, Jiří Gruša (1938–2011), der tschechische Schriftsteller, zuerst von der Diktatur verfolgter Dissident, dann Botschafter der demokratischen Regierung, genannt. Dankbarkeit verdienen die mit dem Projekt unmittelbar Beschäftigten der Bank Austria, des KulturKontakts, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Wieser Verlages und alle, die in den einzelnen Ländern an der Vorarbeit der Jury mit ihren Gutachten und Probeübersetzungen beteiligt waren.

Noch etwas: Obwohl die bisherige Tätigkeit um den »Bank Austria Literaris« zunächst abgeschlossen ist, hoffen wir, dass das Ziel, die Popularisierung der lebendigen Literatur von der Ukraine bis nach Bosnien, von Litauen bis nach Bulgarien, weiterverfolgt wird.

Berlin und Klagenfurt/Celovec im März 2014

RENATA ŠERELYTĖ

Blaubarts Kinder

Diese Hitze, sie kommt aus dem Nirgendwo und rinnt einem in Strömen über den Rücken wie das Wasser aus dem Schwarzen Fluss, der Fluss ruft, er murmelt in einer unterirdischen Sprache, darin gibt es viele litauische Wörter, vor allem mit dem Diphthong *uo*, den die Bewohner von Tschornomaisk nicht aussprechen können: *ruduo* (Herbst), *vanduo* (Wasser), *gelmuo* (Stachel), *akmuo* (Stein), *želmuo* (Getreidespross), *žiomuo* (Rachen). Ein Fluss in der Mitte Russlands, der litauisch spricht, würde ich das irgendjemandem sagen, er dünkte, ich sei verrückt.

Alle Flüsse rauschen in einer alten Sprache, ich sollte das den Genossen gegenüber erwähnen, doch wer weiß, ob sie mir zuhören würden, schließlich stimmt das nicht mit den Parteitagsbeschlüssen überein, in denen die Bedeutung der Staatssprache hervorgehoben wird, doch in dieser bedeutenden Sprache gibt es die Diphthonge des Wassers nicht, sie wird aus Wüsten von unter dem Wasser angeweht, jedes Mal, wenn ich sie hinunterwürge, spüre ich den Geschmack von Sand in meinem Mund.

Ich werde in den Schwarzen Fluss hineinwaten und mir den Sand von den Lippen abwaschen, doch wer weiß, ob mich dieses Wasser nicht verraten wird.

Die Kinder sitzen auf der Matte und glotzen mich an, der Sohn wirkt aufgewühlt, nur dem Kleinen ist es egal – er wälzt sich auf der Erde herum und macht den Schnuller absichtlich kaputt, ein dummes Kind, ich bin sicher, er wird ihn gleich in den Mund nehmen und zu schreien beginnen, weil er sich am Sand verschluckt hat.

Ich sollte ihm den Schnuller wegnehmen.

Doch wozu?

Er soll sich an seine Sprache gewöhnen. Er wird sie noch oft genug aus seinem Mund spucken müssen.

Ich mache noch einen Schritt.

»Mama, geh nicht weiter«, sagt der Sohn. In seiner Stimme steckt Angst.
»Dort ist eine Grube ... unter dem Wasser.«

»Es gibt keine Grube unter dem Wasser.«

»Aber Sonia hat gesagt ...«

Ich werde mir nicht anhören, was Sonia sagt.

Noch ein Schritt, und das Wasser wird mit seinem litauischen Gemurmel über meinem Kopf zusammenschlagen, irgendein gellendes Klatschen, vielleicht schlägt sich der Kleine mit dem Schnuller ins Gesicht, oder vielleicht bekomme ich eine verspätete Ohrfeige – dafür, dass ich die zerknitterten Windeln sorgfältig bügle; Anatolij brummt: Der Debile brauche keine Windeln, wozu verschwende ich unnötig Geld, aber wenn ich sage, der Kleine sei doch sein Kind, und ich zerschneide doch ein mottenzerfressenes Bettlaken und nähe es zu Windeln zusammen, dann tobt Anatolij: »Willst du sagen, dass ich auch debil bin?!« Er reißt mir das Bügeleisen aus der Hand und schlägt es mir ins Gesicht, auf den Kopf, die Kinder schreien wie am Spieß, und da sagt man noch, durch das Wasser dringe kein Laut; das ist ein wissenschaftliches Faktum, und genauso falsch wie alle anderen.

Schwer bin ich aufgetaucht, wie der Mond aus einer Flutwelle auftaucht, es leuchten schöne radioaktive Krater.

Hört auf zu heulen, zum Teufel, ihr widerwärtigen Bengel! Kann ich denn nicht wenigstens eine Minute lang Ruhe haben.

Der Kleine hört nicht auf, er quiekt wie zuvor, doch der Sohn zuckt zusammen – vielleicht jagt ihm ein elektrischer Fisch einen Schauer ein, während er ans Ufer hinausgeht, jetzt wird er ganz blau werden, der Arme, wie ich.

Ich will ihn beruhigen, doch ich habe nicht die Kraft, aus dem Wasser herauszukriechen, ich stürze nahe am Ufer zu Boden, Menschen laufen zusammen und tragen mich hinaus, doch ich kann ihnen nicht einmal danken dafür, ich bin nur wütend, warum zerren sie mich herum – aufgeweicht wie eine Eichenskulptur, das Kleid an die Schenkel geklebt, einer vermoderten Rinde ähnlich –, kneten meine Brust, bewegen mich hin und her, fassen mich an den Beinen, einer beugt sich sogar über mein Gesicht, springt aber erschrocken zurück.

Der Sohn läuft hinterher, seine Augen sind voller Tränen, in seinem Mundwinkel ist eine Falte, ähnlich der Grimasse eines Verzweifelten, wahrscheinlich hat er begriffen, dass das Leben eine nicht sonderlich witzige Posse ist, besser gesagt, eine völlig misslungene, doch die Menschen lachen – vielleicht aus Gewohnheit, oder vielleicht weil das Lachen ein Reiz ist wie der Niesreiz; wenn man nicht ausniesen kann, fühlt man sich grauenhaft und es kitzelt von innen.

Sonia beugt sich zum Kleinen, das blöde Kind hat sich den Mund mit Sand vollgestopft, vielleicht wird sie ihn mit dem Kopf nach unten halten und den Sand herausklopfen. Weit gefehlt! Sie weint nur und streichelt dem Kleinen den Kopf.

Die gute Sonia. Ungepflegt, dick und weich wie alte, ranzige Butter.
Verzieh dich, sonst kotze ich mich noch an.

Sonia hört nicht – völlig verweint streichelt sie mein Haar, murmelt »*strahlendes Blümchen*«¹ und versucht, meinen Mund mit Pflaster zuzukleben. Das Pflaster löst sich immer wieder, denn ich bin grün und kalt wie ein Hecht am Boden eines Eimers, das Wasser schießt noch immer aus mir heraus, ich spreche ohne Unterlass, sage alles, was ich denke, jetzt muss man doch nichts mehr verheimlichen, doch Sonia flennt, denn mein Mund sieht schrecklich aus, als hätte jemand fahrlässig einen Haken herausgerissen.

Der Sohn sitzt da, vom Sarg abgewandt, und die Augen des Kleinen sind hell und leer, noch hat niemand die ersten Buchstaben in sie hineingeschrieben, und so blickt er mich an und sieht mich nicht. Wahrscheinlich wird er sich nie an mein Gesicht erinnern. Gott sei Dank. Nein, nicht Gott. Der Partei.

Sonia lässt das Pflaster bleiben, holt Nadel und Zwirn und glotzt mich lange an, danach steckt sie den Zwirn in die Tasche und beginnt wieder zu weinen. Sie ist zur Vernunft gekommen, die dumme Gans – der Zwirn ist doch schwarz, wie sähe ich denn aus, wie eine richtige Kannibalin. Danach hat Sonia einen anderen genialen Einfall – sie poltert mit einer schmutzigen Tube zur Tür herein, wie man sie nur im Dienstleistungs-Kombinat von Tschornomaisk finden kann; der Leim ist nicht schlecht, der Schuhmacher

Paschka pflegt damit die Sohlen zu kleben, und sie lösen sich erst nach einer Woche, so es nicht in Strömen regnet.

Sie lässt einen Tropfen auf meine Unterlippe fallen, erstarrt, dass ihr der Mund offen bleibt, und glotzt ängstlich: Diese Sonia ist doch blöd, vielleicht glaubt sie, ich würde sie beißen. Beeile dich mit dem Kleben, verdammt noch mal, siehst du es denn nicht – mein Lächeln erschreckt die Kinder. Ich habe ihnen so viel von Kannibalen erzählt und von Blaubarts Frauen.

Sonia lässt die Tube liegen und geht schluchzend aus dem Saal – sichtlich hat sie zum ersten Mal keine Sohle, sondern die Lippen einer Toten zusammengeklebt, darum erträgt sie es nicht, sie glaubt, es wird nicht halten.

Arme Sonia, so viel Arbeit, so viel Kopfzerbrechen!

Ich liege mitten im Saal des Kulturhauses, und über mir hängt die Losung »*Die Kunst gehört dem Volk*«. Das ist ein Trost, denn es läuft darauf hinaus, dass auch ich der Kunst angehöre.

Eine schiefe Kerze brennt noch, sie neigt sich zu meinem Gesicht und versengt mir die Augenbrauen, und ein heißer Paraffintropfen hat beim Gerinnen mein linkes Auge versiegelt.

Niemand hat es bemerkt – es ist spät am Abend, das Kulturhaus ist geschlossen.

Nur eine graue Ratte, die auf dem Trauerband das Gesims des Sarges erklimmen hat, blickt mich erwartungsvoll an. Sie zieht die Luft ein, stellt sich auf ihre Hinterbeinchen und gibt ein unzufriedenes Niesen von sich. Ihr gefällt wohl der Geruch von Paschkas Kleber nicht. Sie kollert hinunter.

Wie blöd. Morgen werden sich alle aufregen, wenn sie sehen, dass meine Nase unversehrt und meine Ohren unberührt sind, nur ein Auge etwas beeinträchtigt und von Paraffin betropft ist. Sogar nach dem Tod werde ich eine Fremde bleiben. Keine Hiesige. Eine, die sich nicht an die örtlichen Sitten angepasst hat. Und nach denen reist ein im Kulturhaus aufgebahrter Verstorbener von Ratten angenagt ins Grab, denn die örtlichen Gebräuche, aus grauer Vorzeit überkommen, verbieten es, den Sarg über Nacht zuzudecken. Ungeachtet der fortschrittlichen Lebensbedingungen und der marxistischen Ideologie glaubt ein Großteil der Bewohner insgeheim, einen

Verstorbenen könnte in der Nacht der Wunsch überkommen, zu rauchen oder sein Geschäft zu verrichten. Was ist daran so seltsam, die Materie ist doch allmächtig!

Parteisekretär Pimmelov sagt, Äußerlichkeiten seien für einen Kommunisten nicht wichtig (na, höchstens auf dem Plakat, das zur Parade am Ersten Mai einlädt, da kommt man um klassische Züge nicht herum), und für einen toten Kommunisten erst recht nicht – aber ich bezweifle, ob er einmal hier aufgebahrt liegen und ohne Nase ins Große Nichts aufbrechen will.

Pimmelovs Gattin, ein widerspenstiges Weib, wird ihm einen Deckel aufsetzen wie einem falschen Hasen, und Pimmelov wird ihr das niemals verzeihen, denn er wird nicht mehr ein letztes Mal aufstehen und die im Büro des Direktors ausgestellten Fotos betrachten können, die an die Oktoberrevolution erinnern, und das ist etwas sinnvoller für einen Verstorbenen, als zu rauchen.

Na, aber der Tod gehört nicht zu den Fragen auf Pimmelovs Tagesordnung und wird wohl als offenkundiger Unsinn überhaupt vom Plan der Handlungsperspektiven gestrichen.

Bis ich langsam den nach feuchtem Karton und Kampferspiritus stinkenden Saal hinter mir lasse, wird es noch dauern. Ich werde begreifen müssen, dass unerbittlich die Zeit angebrochen ist, in der schon nichts mehr von meinem Willen abhängt.

Wer weiß, ob ich Anatolij zu Gesicht kriegen werde.

Pimmelov wird kommen, das ist klar. In letzter Minute, denn seine Würde erlaubt es nicht, sich früher einzufinden. Wenn ich nur könnte, würde ich ihm sagen, dass sich die Würmer an die männliche Würde zu allererst heranmachen, doch er wird mir ja doch nicht zuhören.

Und meine Tochter ...

Selbst schuld – ich habe sie wegfahren lassen mit diesen Idioten. Der Hemdkragen von Anastazas war ausgefranst wie immer, und als ich die Schwiegermutter mit ihrem erschrockenen Pferdegesicht und ihrer vor Alter schon schimmligen Handtasche erblickte, überkam mich eine solche Verzweiflung, dass ich kein einziges Wort hervorbrachte. Ob die irgendwann einmal begreifen werden, dass es so etwas wie Krawatten und

Wasser für die Toilette gibt, dass die Leibeigenschaft endlich zu Ende und saubere Alltagskleidung nicht mehr nur ein Privileg der Herren ist?

Die Schwiegermutter sah mich an, verdrehte den Kopf wie eine Eule und bekam danach einen schrecklichen Hustenanfall. Wie sollte sie auch nicht husten, wenn sie doch eine ganze Schimmelkolonie mit sich führte! Und damit nicht genug, gerade am Höhepunkt ihres Hustens begann sie erbärmlich zu furzen – niemand verstand, was geschehen war, auch sie selbst nicht, nur ich hörte es, ständig hörte ich dieses Furzen, unschuldig und tierisch.

Ein Glück noch, dass Anatolij nicht da war – er ist ein gnadenloser Ästhet und hätte einen schlimmen Wutanfall bekommen. Nicht wegen des elenden Furzens – wegen der Tochter. Warum ließ ich sie wegfahren? Für kurz, wie sie sagten. In die Ferien. Danach werde das Kind zurückkehren, versprachen sie.

Nie habe ich Anastazas vertraut, er lügt, ohne sich etwas dabei zu denken, die Lüge ist für ihn ebenso natürlich wie für die Schwiegermutter ein unabsichtlicher Furz. Vermutlich betrog er sich auch selbst, auch das ist natürlich. Er kam ins tiefste Russland angepölkelt und glaubte, er sei noch ein edler Vater und an allem sei die öffentliche Meinung schuld, die ihm in den Ohren gellte: Nimm die Kinder, bevor der Stiefvater, das Vieh, sie umbringt! Wer weiß, ob er ohne diese Meinung überhaupt hergefahren wäre – das war wohl die einzige Art und Weise, die lästigen Wohlmeinenden zum Schweigen zu bringen. Wahrscheinlich hat auch die Schwiegermutter noch das Ihre dazu getan: Sie weinte bitterlich, die Kinder würden zugrunde gehen und vertieren, würden nicht mehr sprechen, sondern nur in einer fremden Sprache blöken und mit Hufen stampfen können!

Was aus mir geworden war, interessierte sie nicht, mich hatten sie in ihren Rettungsplan nicht mit einbezogen. Ich war doch kein schwaches und wehrloses Kind, ich war ein Monster, eine Irre, Blaubarts Frau mit einem vom Bügeleisen verbrannten Gesicht.

Anastazas interessierte es nicht, warum ich blau war wie ein Vergissmeinnicht – oder es war ihm alles klar, oder aber es kümmerte ihn nicht. Soll man deswegen böse sein? Auf einen Menschen, der sich nicht einmal um sich selbst kümmert?

Ich erinnere mich, wie ich einmal versuchte, ihn vor dem Laden auf die Beine zu stellen. Einige Frauen, die gerade vorbeikamen, verdrehten ganz korrekt ihre Augen, da packte mich die Wut und ich versetzte ihm einen Fußtritt. Die Frauen wandten sich gleich um, und eine kreischte, warum ich den Menschen quäle. Der Pfarrer, der vorüberging und von der Post ein Paket aus dem Ausland mit sich trug, hieß mich heilige Ergebenheit lernen. Der alte Heuchler! Welche Ergebenheit soll denn das sein in diesen Zeiten, in denen Männer und Frauen gleichberechtigt sind! Dieser Obskurant sollte besser zugeben, dass er an den Abenden mit seiner Haushälterin die amerikanischen Kekse aus dem Paket knabbert, die aus dem Knochenmehl von Negern gebacken sind.

Dafür trat ich Anastazas noch einmal in den Hintern, und ich hätte ihn wieder getreten, doch die Schwiegermutter zückte ihre verschimmelte Handtasche wie einen Schild, und mir wurde übel, ich wollte nicht mehr kämpfen.

»Gut, nehmt sie mit. Aber nur bis zum Ende des Sommers.«

»O Jesus, wie gut. Anastazas, hörst du?«

»Ja.«

»Und vielleicht würdest du auch den Jungen fahren lassen? Na?«

»Nein.«

»Und warum denn nicht? Zu zweit hätten sie es lustiger.«

Mich überkommt wieder die Wut. Als stünde ich in dem dunklen Geschäft des Dorfes beim Ladentisch und feilschte um ein weiteres Stück Wurst; die Verkäuferin will sie mir nicht verkaufen, sie hat sie für ihre Tante, die alte Jungfer, zur Seite gelegt, und die füttert damit ihre geliebte Katze, dieses Aas, die Tante ist wohl schon alt und kann keine Mäuse mehr fangen.

Der ständige Wurstmangel bringt einen auf komische Ideen, zum Beispiel, der Kommunismus sei eine Ordnung, in der es einem Bürger überhaupt nicht mehr darauf ankommen sollte, was er isst, und der helle Morgen werde unvermeidlich mit dem Aufgeben dieser schändlichen Gewohnheit zusammenfallen oder mit einer neuen Sicht auf die Lebensmittel. Zum Beispiel mit dem Kannibalismus – das klingt abscheulich, doch es ist unvermeidlich, denn die sowjetischen

Schweinefarmen ähneln seltsamen Reservaten, wo die Schweine zur ideologischen Umerziehung eingesperrt sind, und nicht um in die Wurstfabrik zu kommen. Daher ist die wichtigste Reserve – der Mensch. Wie immer. Und wenn man in der Wurst auf ein Stück von einem Lappen stößt, das einem Ärmel ähnelt, oder auf eine Zahnprothese, so findet man sich schweigend mit den Zukunftsprognosen ab. Was bleibt einem auch anderes übrig?

Soll das Kind doch nach Litauen fahren.

Die Schwiegermutter hält einige Schweine – so muss man nicht die kommunistische Wurst essen, die lang ist wie ein Kanalrohr und durchsetzt mit Mäuseskeletten und Puppenfingern aus Plastik.

Aber den Sohn lasse ich nicht fort – sobald sie beide bekommen haben, werden sie mir die Feige zeigen. Und sie nicht mehr zurückbringen. Leb du nur mit deiner Missgeburt und seinem Spross! Das steht in ihren Augen geschrieben – und sie schließen sie nicht einmal, um es zu verbergen.

Während die Tochter in Litauen ist, werde ich auf Anatolij einreden, dass er sich beherrscht. Sie ist doch noch ein Kind, keine zehn Jahre alt. Und versteht nicht, was Anatolij macht – sie entwindet sich seinen Händen und schreit: »Mama, es tut weh.«

Und ich darf mich nicht einmischen, denn Anatolij mag das nicht, er nennt mich »die Blöde von Übersee« und droht, zu Sonia zu gehen.

Zu Sonia! Die schweigsame Sonia, diese buttrige Hure. Nicht einmal schlagen könnte ich sie. Die Hand würde mir erstarren.

Fahrt los, worauf wartet ihr noch. Vielleicht darauf, dass ich anfangs zu heulen und zu kratzen wie die Zigeunerin Aza. Glaubt nur nicht, dass ich heulen werde. Ihr werdet nichts Interessantes zu erzählen haben, außer dass mein Gesicht blau ist, aber ihr wisst ja nicht, warum, vielleicht bin ich die Stiege hinuntergestürzt oder habe Essig getrunken! Danach zu fragen schämt ihr euch doch! Oder vielleicht fürchtet ihr euch davor! Denn ihr würdet es nicht über euch bringen, meine Antwort den Nachbarn und Verwandten weiterzuerzählen – ihr würdet murmeln, ich sei im Delirium gewesen! Ich quatschte Unsinn! Ich sei betrunken gewesen! Ich hätte den Verstand verloren! Um Verrücktheit zu signalisieren, braucht es den hohen Stil. So schweige ich lieber.

Ich packe die Sachen für das Kind zusammen, übergebe es, wütend, wie die Schwiegermutter später sagen wird, ohne ein Wort, ohne ein Lächeln, Jesusmaria, eine schreckliche Mutter, gut, dass wir das Kind genommen haben, aber warum hat sie uns das zweite nicht gegeben, dieses Gespenst!

Ich winke, als sie am Geschäft ums Eck biegen und nicht mehr zu sehen sind. Und plötzlich überkommt mich eine solche Panik, dass ich das Verlangen habe, loszurennen und sie einzuholen, mich an den Rockzipfel zu hängen und sie festzuhalten, doch wie, wenn einem die Hände nicht gehorchen, man die Beine nicht heben kann und die Lippen zugeklebt sind mit einem Kleber aus der schmutzigen Tube eines Schusters.

Ich brause dahin wie ein Luftzug, so leicht, dass ich nur die Schimmelkolonie auf der Handtasche der Schweigermutter wegpuste – wenn ich zurückkehre im Körper des Windes, wird es nicht mehr so schrecklich sein, wenn ich den wütenden Blaubart gefunden und den zarten, unschuldigen Kopf eingebüßt habe, werde ich einen Schlag abkriegen, doch es wird nichts mehr zum Abschlagen geben.

¹ Sätze in Kursivschrift stehen im litauischen Original auf Russisch mit litauischer Übersetzung als Fußnote. Alle Anmerkungen im vorliegenden Band stammen vom Übersetzer, ausgenommen die Anmerkungen 10, 31 und 44, die auch im Original enthalten sind.

Wenn ich anfangs nachzudenken, was Lachen bedeutet, sehe ich Mutters Beerdigung vor mir. Mutter war nie eine Frohnatur – ein Lächeln in ihrem Gesicht war so selten wie Schnee im Hochsommer. Den Topf rührte sie um, als hinge es von der Zahl der Umdrehungen ab, ob wir von dieser Suppe nicht verrückt werden, die Nähmaschine ließ sie knattern wie eine Guillotine, und wenn sie in der Freizeit zeichnete, skizzierte sie eine Faust, geballt und von Adern durchzogen wie ein ausgetrockneter Kopf. Gar nicht zu sprechen vom Schnaps, den sie trank wie die ägyptische Königin das Gift. Vielleicht hinderten ihre politischen Ansichten sie am Lachen, denn dieses helle Morgen, von dem sie auf den Versammlungen ständig sprach, schien blutrot zu sein, und ich bezweifelte nicht, dass dann, wenn es an einem kalten Jännermorgen aus schweren Wolken hervorbrechen und der Rundfunkempfänger verkünden wird: »*Nach Moskauer Zeit ist es acht Uhr*«, schreckliche Dinge geschehen werden. Nicht umsonst erzählte Mutter an den Abenden schaurige Dinge von abgehackten Händen und Schädeln.

Mutter bereitete sich auf dieses Morgen vor; da wir keinen Kühlschrank hatten, blickte sie, wenn sie die Tür des Abstellraumes ein wenig öffnete, lange auf die leeren Regale, offenbar erwog sie, wie viele Gläser mit konservierten Parteilosen da hineinpassen würden. Und als Anatolij in der Zeitung von dem verrückten Kannibalen las, der unweit von Rostow sein Unwesen trieb, presste Mutter nur die Lippen fest zusammen und ließ der Nähmaschine freien Lauf, dass sie knatterte wie ein Maschinengewehr.

»Man braucht sich«, sagte sie, »darüber nicht zu wundern.« Die Neuformierung der Gesellschaft fordere das alles. Wir müssten uns einfach anpassen.

Anatolij schrie auf: »*Halt den Mund, Alte!*«, denn er verstand nichts und regte sich auf, dass die Mutter mit uns Kindern litauisch sprach. Er hatte den Verdacht, dass wir ein Komplott gegen ihn schmiedeten oder ihn

vielleicht verspotteten. Oder vielleicht missfiel Anatolij ganz einfach der Klang der Worte. Er behauptete stolz, die russische Sprache sei eine interplanetarische, und daher wären wir Litauer arme Provinzler und müssten so schnell wie möglich unsere Vogelsprache vergessen, wenn wir mit höher stehenden Völkern, beispielsweise Ufonauten, in Kontakt treten möchten. Anatolij hatte sich mit ihnen schon einige Wochen hindurch unterhalten – die Ufonauten kamen meist um vier Uhr morgens angefliegen und liebten es, sich in Zinntöpfen einzurichten, Zinn schützte sie offensichtlich vor den Mikroben der Erde und verhinderte das Durchbrennen der Gehirnrelais.

Jedes Mal, wenn ich losprustete, schlug mir Anatolij den Löffel auf den Kopf – die Töpfe rührte er nicht an, in denen saßen offenbar die Ankömmlinge –, und ich verschwand eilig vom Tisch, denn nächstes Mal hätte er mit dem Taburett auf mich eingedroschen. Mutter presste die Lippen noch fester zusammen – sie wurden wie ein Faden – und beugte sich immer über ihre Näherei.

Und da liegt sie im Sarg und lächelt – so unverschämt, dass sich alle unwohl fühlen.

Sonia hat versucht, ihren Mund mit Pflaster zuzukleben, doch Mutter kapitulierte nicht, und Sonia brach in Weinen aus. Anatolij ist nirgends zu sehen, die Ankömmlinge werden ihn doch nicht mitgenommen haben. Ein Mann mit einem schrecklichen Nachnamen, der die russische Sprache natürlich auch für eine interplanetarische hält, dafür aber nicht weiß, was sein Nachname in unserer Sprache bedeutet, sagt, man habe ein Telegramm an meine Verwandten in Litauen geschickt, sie würden mich abholen kommen, doch den Kleinen werde man in ein Kinderheim geben, es nähme ihn wohl niemand auf. Die Verwandten fürchteten fremdes Blut, und Genosse Kruglov, sein Vater, hat sich in Luft aufgelöst. Offensichtlich ist er im Kosmos verschwunden.

Der Kleine macht seine ersten wackeligen Schritte und klammert sich an den Bändern des Sarges fest, die verweinte Sonia schließt ihn in ihre teigige Umarmung, und ich bin besorgt, das Kind könnte darin verschwinden wie eine Rosine, doch Sonia lässt den Kleinen los und beginnt sich den Bauch abzuwischen, wahrscheinlich hat der Kleine sie angekotzt.